

14)

Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

Wunderliche Teufel waren Affen von Quecksilber, so immerfort liefen, sprangen, tanzten und hin und her gingen. Selbige Teufel gingen zu den Faulen, so ihnen zugefallen waren, graben ihnen ein Grabsteint zum Graben, Gerät zum Fegen, einen Baum zum Abhauen, ein Buch zum Nachdenken. War die Arbeit angewiesen, so schaute der Faule sie an und sprach: „morgen,“ redete die Arme, träumte und gähnte; aber kaum hatte er den Mund aufgesperrt, so stopfte der Affe einen Schwamm hinein, welcher in Quintessenz von Mhabarber getaucht war. „Dies,“ höhnlachte er, „ist für heute; arbeite, Lump, arbeite.“ Und derweil der Faule sich erbrach, schüttelte der Teufel ihn und zertrümmerte ihn auf hunderterlei Weise und ließ ihn nicht mehr Ruhe denn die Bremse dem Pferd, und so durch alle Ewigkeit.

Kurzweilige Teufel waren hübsche, kleine Kinder, gar aufgeweckt und boshaft, so Gewalt hatten, die Schulküchle natürlich denken, sprechen, lachen und weinen zu lehren. Und so sie es nicht taten, schlugen sie ihnen derb auf die Finger. Aber die armen Schulküchle konnten nichts mehr lernen, maßen sie zu schwerfällig, alt und läppisch waren; also kriegten sie alle Tage was auf die Finger und des Sonntags mit der Peitsche.

Und die Teufel riefen allzumal: „Meister, wir leiden Hunger! Meister, gib uns zu essen. Lohne uns ein wenig die guten Dienste, die wir dir leisten.“

Und da der Mann auf dem Wagen plötzlich ein Zeichen gab, warf die Peise all diese Teufel auf den Baum, gleichwie das Meer sein Wasser auf's Ufer wirft, und beim Landen pfliffen sie grimmig und erschrecklich.

Und Smetse, sein Weib und die Gefellen hörten die Türen der Keller mit Krachen aufspringen; und alle Häßer Braumbier stiegen pfeifend die Stiege hinauf, rollten in die Schmiede, und nachdem sie einen großen Kreis beschriben, fielen sie pfeifend unter die Menge der Teufel. Dasselbige taten die vollen Weinflaschen, Schinken, Brote und Käse; desgleichen die schönen Crustados, Engelstaler, Philippstaler und andere Münzen, so sich alle in Speise und Trank verwandelten. Und die Teufel schlugen, stießen und verwundeten einander und waren nichts denn eine Masse von kämpfenden, heulenden, zischenden Ungeheuern, so einander nichts gönnten. Als nicht Tropfen noch Brosamen übrig waren, winkte der Mann auf dem Wagen, und alle Teufel lösten sich in schwarzes Wasser auf, zerfloßen im Fluß, und der Mann verschwand vom Himmel.

Und Smetse, der Schmied, war arm wie zuvor, angenommen ein schönes Säcklein voll Goldstücke, welches sein Weib von ohngefähr mit Weihwasser besprenkelt hatte und welches er behielt, wiewohl es vom Teufel kam. Aber es brachte ihm gar keinen Gewinn. Und er lebte, bis er plötzlich in seiner Schmiede starb, im hochbetagten und gesegneten Alter von dreißigundneunzig Jahren.

17. Von der Hölle, dem Fegfeuer, der langen Leiter und endlich vom Paradiese.

Da er tot war, mußte er durch die Hölle hindurch und war als Schmied gekleidet. Da er zur Hölle fuhr, sah er durch die offenen Fenster die Teufel, so ihn auf der Peise erschreckt hatten und jeho die armen Verdammten nach Kräften peinigten und quälten. Und Smetse kam zum Türhüter; aber da der ihn erblickte, heulte er erschrecklich: „Smetse ist da, Smetse, der verräterische Schmied.“

Und er wollte ihn nicht einlassen. Bei diesem Lärm kamen Herr Luzifer, Frau Astarie und ihr ganzer Hofstaat an die Fenster und alle Teufel desgleichen. Und alle schrien vor Zorn:

„Macht die Türen zu, es ist Smetse, der hinterlistige Schmied, der den Faule hat, Smetse, der die armen Teufel prügelt. Wenn er herein kommt, wird er alles um und um kehren, verderben und zerbrechen. Hebe Dich fort, Smetse.“

„Edele Herren,“ sprach Smetse, „wenn ich an diesen Ort komme, eure Schnauzen zu betrachten, welche nicht schön sind,

wie ich Euch versichere, so geschieht es mit nichts zu meinem Ergötzen; im übrigen bin ich nicht begierig, bei Euch einzutreten, darum so vollführt nicht solch großes Lärmen, ihr Herren Teufel.“

„Geda, schöner Schmied,“ antwortete Frau Astarie, „jeho zeigst Du die Samtpfote, aber wenn Du in unserm Quartier bist, so wirst Du Deine Krallen und Deine grausame Schelligkeit erweisen und uns alleamt umbringen, mich, meinen lieben Gemahl und meine Freunde. Hebe Dich fort, Smetse, hebe Dich fort, Schmied.“

„Edele Frau,“ sagte Smetse, „Ihr seid die schönste Teufelin, so ich je erschaute, aber das genügt nicht, um so schlecht von Eures Nächsten Absichten zu denken.“

„Hört Ihr den Wiedermann?“ sprach Frau Astarie. „Wie er seine Gemeinheit unter Zuckernworten verbirgt! Sagt ihn fort, Teufel, aber tut ihm nicht zu wehe.“

„Edele Frau,“ sagte Smetse, „gerubet mich anzuhören.“ „Hebe Dich fort, Schmied,“ riefen die Teufel und warfen ihn mit glühenden stoblen, heißen Steinen und allem, was sie erraffen konnten. Und Smetse machte sich rasch aus dem Staube.

Da er etliche Zeit gewandert war, kam er an das Fegfeuer. Gegenüber war eine Leiter mit dieser Aufschrift: „Dies ist der Weg zum Paradiese.“

Und Smetse stieg frohgemut die Leiter hinauf, welche von güldenen Drähten gemacht war, daraus hin und wieder scharfe Spitzen hervorstachen, nach dem Worte des Herrn: „Breit ist der Weg zur Hölle, mühselig und dornenvoll der Pfad zum Himmel.“ Und wahrlich, Smetse hatte in Wäldern umhergelaufen. Jedoch er stieg ohne Aufhören und hielt nicht eher an, als bis er zehnhunderttausend Sprossen gezählt hatte und nichts mehr von Erde und Hölle sah. Und der Durst überkam ihn, und da er nichts zu trinken fand, so ward er mürrisch. Da sah er plötzlich ein Wölklein vorbeischieben und schlürfte es wohlgemut. Es dachte ihn jedoch nicht so köstlich wie Braumbier, aber er getröstete sich und dachte, daß man nicht allerorten sein Behagen haben kann. Da er noch höher gestiegen war, hatte er mit einem Male große Mühe, seinen Fuß festzuhalten, wegen eines klüftlichen Herbstwindes, welcher zur Erde fuhr, um dort die letzten Blätter abzuwehen. Und er ward von selbigem Winde trefflich geschüttelt und wäre um ein Haar heruntergefallen. Da er diese Prüfung bestanden, ergriff ihn der Hunger, und er sehnte sich nach dem guten Ochsenfleisch, über Tannzapfen geräuchert, welches armen Wanderern so wohl tut. Aber er sagte sich ein Herz und gedachte, daß dem Menschen nicht nach allem gelüsten darf.

Plötzlich gewahrte er einen erschrecklichen Adler, welcher von der Erde auf ihn zukam. Gewißlich vermeinte er, daß er ein fetter Sammel sei, flog über ihn hin und wollte gleich einer Musketenkugel auf ihn niederfallen; aber der wackere Schmied war ohne Furcht. Er wich im letzten Augenblick aus und packte den Vogel am Hals, welchen er ihm behende umdrehte. Im Weiterklettern rupfte er ihn emsig, als rohe Stücke davon und fand sie zähe. Jedoch er nahm dies Fleisch mit Ergebung an, maßen er kein anderes hatte. Dann stieg er geduldig und tapfer mehrere Tage und mehrere Nächte und erblickte nichts denn das Blau des Himmels und zahllose Sonnen zu seinen Häupten, zu seinen Füßen, zur Rechten, zur Linken und überall. Und es dachte ihn, daß er inmitten einer schönen Kugel sei, deren Wände inwendig mit diesem herrlichen Blau bemalt und mit all diesen Sonnen, Monden und Sternen überlattet waren. Und er fürchtete sich ob der großen Stille und Unendlichkeit.

Plötzlich spürte er linde Wärme, hörte harmonische Stimmen, ferne Musik, den Lärm einer emigen Stadt und erblickte eine unermessliche, mauerungürtete Stadt, daraus Häuser, Bäume und Türme emporragten. Und er fühlte, daß er ohne seinen Willen schneller stieg, und da er die letzte Sprosse verließ, sagte er vor dem Tore der Stadt Zuß.

„Bei Artevelde,“ sprach er, „ich bin vor dem guten Paradiese.“

Und er pochte ans Tor, und Herr Saint Peter kam, ihm zu öffnen.

Smetse hatte ein wenig Furcht, da er die Riesengestalt des guten Heiligen, seinen starken Haarwuchs, seinen roten Bart,

Sein großes Gesicht, seine hohe Stirn und die durchdringenden Augen erblickte, womit er ihn starr anschaute.

„Wer bist Du?“ fragte Petrus.

„Herr Sanct Peter,“ antwortete der Schmied, „ich bin Smetje, der Schmied, welcher in seinem Leben in Gent am Zwiweldamm wohnte und Euch jezo bittet, ihn anädig in Euer liebes Paradies einzulassen.“

„Nein,“ entgegnete Petrus.

„Ach, Herr,“ sprach Smetje gar kläglich, „ist es, weil ich zu meinen Lebzeiten meine Seele dem Teufel verschrieb, so wage ich Euch zu versichern, daß ich es gar ehrlich bereut und mich aus seinen Klauen befreit und nichts von seinen Gütern behalten habe.“

„Außer einem Sack voll Dukaten,“ erwiderte Herr Petrus, „und um deswillen wirst Du nicht hereinkommen.“

„Herr,“ sprach der Schmied, „ich bin nicht so schuldig, wie Ihr wohl glaubet; der Sack war in meiner Behausung geblieben, sintemalen er geweiht war, und also hatte ich geglaubt, ihn behalten zu dürfen. Aber erbarmet Euch meiner, denn ich wußte nicht, was ich tat. Geruhet auch zu bedenken, daß ich aus fernem Lande komme, über die Wägen müde bin und mich in diesem guten Paradies gern ausruhe.“

„Gehe Dich von hinnen, Schmied,“ sagte Herr Petrus, welcher die Tür halb offen hielt.

Indem war Smetje durch die Oeffnung geschlüpft, nahm flugs seinen ledernen Schurz ab, setzte sich darauf und sprach:

„Herr, ich bin auf meinem Eigentum, Ihr könnt mich nicht von hinnen treiben.“

Aber Sanct Peter befahl einer Schar englischer Hellebardiere, welche dort stunden, den Schmied fortzujagen, welches sie auch gar geschwind taten.

Indessen ließ Smetje nicht nach, mit lauten Schlägen an das Thor zu pochen, jammerte und weinte und rief:

„Herr, erbarmet Euch meiner! Geruhet mich einzulassen, Herr; ich bereue alle begangenen Sünden, fürwahr, sogar auch die anderen. Herr, erlaubet mir, in das gelesene Paradies einzugehen, Herr . . .“ Aber da Herr Petrus dies vernahm, hob er das Haupt über die Mauer und sprach:

„Schmied,“ sagte er, „wenn Du fürder so großen Lärm machst, so schicke ich Dich ins Fegfeuer.“

Und der arme Smetje schwieg still und setzte sich auf sein Gesicht und verbrachte seine Tage voller Harm im Anschauen derer, die eintraten.

Und also verstrich eine Woche, in welcher er nur von etlichen Brosamen lebte, die ihm über die Mauer geworfen wurden, und von Weinbeeren von einem elenden Weinstock, welcher ein Stück der Paradiesmauer bedeckte.

Und Smetje ward bei diesem trügen Leben gar trüb-sinnig. Und er suchte in seinem Hirn, was er tun möchte, um sich ein wenig zu erheitern. Da er es gefunden hatte, schrie er gar laut, und Sanct Peter hob den Kopf über die Mauer.

„Was willst Du, Smetje?“ fragte er.

„Herr,“ antwortete der Schmied, „würdet Ihr nicht verstaten, daß ich für eine Nacht auf Erden hinabgehe, um mein gutes Weib zu sehen und meine Geschäfte zu ordnen?“

„Das magst Du tun, Smetje,“ sagte Sanct Peter.

(Schluß folgt.)

Hohenzollerisches Mäzenatentum.

Zu Andreas Schlüters Gedächtnis.

Berlin verdankt sein bedeutendstes Bauwerk und sein schönstes Denkmal: das Schloß und das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten Andreas Schlüter. Beides ist für den Ruhm der Hohenzollern geschaffen, im Auftrag des lächerlichen ersten Königs von Preußen. Baumeister und Bildhauer stehen anders zu den Höfen wie die Dichter. Schöpfer, Kirchen und allenfalls Rathäuser sind die einzigen Bauwerke großen Stils, die die Vergangenheit kennt. Nur die Herrschenden kamen auf diesem Gebiete als Auftraggeber in Betracht. Der höfische Dichter ist ein Lakai, den die Kunstgeschichte mit Verachtung ausstößt. Das Genie der bildenden Kunst aber fand nur an Höfen Nahrung und Arbeit. Und umgekehrt: keiner Kunst bedarf der Hof mehr als der Baumeister und Bildhauer. Man denke sich Schöpfer und Denkmäler fort, und mit den symbolischen Gehäusen höfischer Macht versinkt die Bedeutung der Fürstengewalt selbst. Die Monarchie wohnt nicht nur in Schlössern, sie lebt von ihnen, und erst in den Bronzegüssen glaubt man fürstliche Größe. Die Schöpfer der Schlösser und Denkmäler sind so die Schöpfer der Monarchie. Aber in der sozialen Wirklichkeit der Höfe lehrt sich das natürliche Verhältnis um, ähnlich wie heute die Wertung von Unternehmern und Arbeitern. Der Künstler wird zum Knecht und der Fürst zum erhabenen Schutzherrn, obwohl er zu dem

ke nichts anderes leistet als die Störungen seines Unverstandes und den Arbeitslohn, der aus der Nothdurft des Volkes gewonnen ist.

Vor zweihundert Jahren endete die Gefindetragedie des preussischen Hofbaumeisters Andreas Schlüter. Sein Schloß an der Spree preist man heute als das bedeutendste deutsche Bauwerk des Barock. Sein Großer Kurfürst gilt als das gewaltigste Reiterdenkmal aller Kunst neben Verocchio's Colonna in Venedig. Die erhabenen Massen stehender Krieger, die er für das Berliner Zeughaus erfand, sind unsterbliche Mutzeugen wider den kriegerischen Mord. Der aber all dies Herrliche geschaffen, ist elend zu Grunde gegangen.

Bis vor kurzem galt Andreas Schlüter als ein Hamburger und sein Geburtstag wurde auf den 20. Mai 1684 datiert. Danach würde sein 250. Geburtstag mit seinem 200. Todestag zusammenfallen. Aber diese Annahme stützt sich lediglich auf den Eintrag eines Andreas Schlüter ins Hamburger Taufregister. Neuerdings ist diese Ueberlieferung mit guten Gründen entkräftet worden; vor allem widersprechen eigene Angaben Schlüters der Behauptung, daß er erst 1684 geboren sei. Er scheint vielmehr um 1640 in Danzig geboren und derselbe zu sein, den ein Eintrag im Danziger Gesellenregister der Maurer, Steinhauer, Bildhauer und Steinmetzen verzeichnet: „Anno 1656 d. 9. Maij Andres Schlüter, Steinhauer, ein Dankiger, auß d' Lehr.“

Schlüter ist von Haus aus Bildhauer, er ist nie ein gelernter Baumeister gewesen; mit der Phantasie eines Bildhauers hat er gebaut, und den Mangel an berufsmäßiger Ausbildung im Bauhand hat man ihm vorgeworfen, als er gestürzt wurde. In den achtziger Jahren baut Schlüter in Warschau und Danzig für den König Johann Sobieski von Polen. 1694 kommt er als Hofbildhauer und Lehrer an der Bildhauerakademie nach Berlin. Der Kurfürst von Brandenburg, der bald sich zum Könige krönen sollte, schickt ihn 1696 nach Italien, um Abgüsse anzukaufen. Auf dieser Reise empfängt er entscheidende Einflüsse der italienischen Barockkunst. Zu seinen ersten Berliner Bauwerken gehört die Alte Post. 1698 begann der Schloßbau. König Friedrich I. gab seinem Baumeister 1705 ein Trinkgeld von 8000 Talern zur Belohnung für treugeleistete Dienste. (Eine Lustjacht, die die preussische Majestät zu dieser Zeit auf der Spree fahren ließ, kostete 160 000 Taler!) Er hatte inzwischen auch (1698 bis 1703) das Denkmal des Großen Kurfürsten vollendet. Bald darauf stürzte der Künstler zerschmettert in die tiefste höfische Ungnade. An der Nordwestecke des Schloßes sollte auf bereits vorhandenen Fundamenten ein Turm erbaut werden. Der König genehmigte Schlüters Entwurf. Der Bau begann 1702, ein Jahr später ergab sich, daß die Fundamentierung zu schwach war, der Turm zeigte Risse. Schlüter entwarf sofort einen neuen Plan, nachdem die Fundamente verstärkt wurden. Als der Turm 1706 bis zur Höhe von 60 Metern gediehen war, senkte er sich so gefährdend, daß Schlüter heimlich in der Nacht mit dem Abbruch beginnen mußte. Er legte dem König einen neuen Entwurf vor, aber die Hofabalen überwandten ihn jetzt. Eine Untersuchungskommission wurde eingesetzt, der sein Nachfolger Cosander von Goethe angehörte, und sie sprach ihn schuldig. In dieser Zeit schreibt er einem Gönner den folgenden Brief: „Ich habe über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht zugebracht, und ist unter all denen Werken kein Fehl begangen, auch habe ich in Berlin schon erwiesen, daß man ja wohl sehen kann, ob ich ein Meister gewesen.“

In den folgenden Jahren verschwindet Schlüters Name völlig. Er ist verschollen. Erst 1713 taucht er wieder auf, in Petersburg, als Baumeister des Zaren Peter. Er ließ sich in fieberhafter Arbeit auf. In dem Tagebuch eines Freundes liest man, nach seinem Tode (Ende Mai 1714): „Er hatte zu dieser Zeit eine große Zahl von Geschäften in seiner Hand, indem er Paläste, Häuser, Akademien, Manuscripturen, Druckereien usw. baute. Schlüter war von schwacher kränklicher Konstitution, und da er überbürdet wurde mit immerwährenden Geschäften, so ward er krank und starb, nachdem er nur ein Jahr in Petersburg gewesen.“

Schlüters Name erscheint zuletzt nur in Bettelbriefen der Witwe an den Zaren — er hatte die Familie in tiefem Elend, in Schuld in Berlin zurückgelassen, als er nach Petersburg ging — und in Urkunden, die zeigen, daß er seinen Gehilfen den Lohn schuldig bleiben mußte.

Kein Bildnis zeigt uns die Züge des Meisters. Der größte Künstler seiner Zeit ging im Dunkel dahin — wie ein Proletarier.

Die Mäuse.

Von Otto Wohlgemuth.

Espringt de Mäuse im ollen Ramm
seggt se vaken Unglück an.
Loug de Mäuse weg mit Piepen
mot de Biärgmann od utkiepen.

Wie unruhig war das Gebirge heute Nacht.

Die Luft so schwül und voll von schwelenden, blassdunstigen Rauchschwaden. Als säßen dort hinten in den längstverfallenen kassenden Gewölben die heimtückischen Erdgeister beisammen und qualmten überm grünen Feuer ihr giftig Zauberkraut. Und ein dumpfes Singen schwang sich durch das Dunkel und verschwiferte sich dem verhaltenen Echo in den Felschluchten, in denen tagsüber die mürrischen Menschen in harter Arbeit fronten. Das klang wie böses Gemurmel aus weiter Ferne, dann wieder wie das Sämmern im Blut, wie tausender Kopfschmerz in nächster Nähe durch die Sinne

des Feuermanns, des Invaliden, der da im engverborgenen, ständigen Flöszgang nach beendeter Halblicht auf der Gezähetruhe sah und sein Nachtbrod verzehrte.

Säher, betäubender Kopfschmerz. Seine Augen waren so irr und flüchtig. Seine Hände hielten das Brod nicht mehr und sanken aufs Knie. Und schwer neigte sich der alte Kopf vornüber, so daß der graue Bart breit die bloße, geduckte Brust bedeckte.

Aber die Gedanken waren wach. Sie gingen, wie Träume, noch einmal auf die gefährliche Nachtwanderung von Ort zu Ort, von der lustigen Sohle bis in die geschwängere Tiefe der Förderberge hinein. Die Hände regten sich, die Finger krallten sich. Und auch die Füße kletterten mit. Sie stiegen die Fahrsporen, die Felsentrepfen hinauf in den unheimlich stillen Ort, wo unter der flimmernden Dede das dicke Mummelwetter stand. Und die Arme reckten die Lampe empor. Hielt das garte, blaue Lichtpünktchen, das auf dem Docht hinterm vergitterten Glaste zitterte, dem Bergeshohl dicht vor die milchigen Augen, — huch! Da leuchteten sie auf! Da schossen seine Phosphorblicke Zidack. Da züng'lte der Geifer aus seinem Flammenschnabel.

Und der einsame Bergfeuerwächter wanderte weiter seinen Weg durch die Löcher und Schluchten, durch das finstere Labyrinth der Gänge hinauf und hinunter. Und malte dort und hier auf die schwarzen Kreuze und Tafeln seine weichen Kreidezeichen, alles rein, alles rein. Und manchmal auch eine Warnung, Feuer! Vorsicht! Feuer und Bruch! ... So träumte und dornelte der Alte in seiner Ritterschuldrücke vor sich hin.

Und langsam zogen die Schwaden durch den nachtsbedeckten Gang. Wölften und ringelten sich, schlangen sich ringsum und nestelten mit den knisternden Armen an den Rachen des brauenden Grundgesteins, an den Reihern der modergebeugten Stengel und Stößen vorbei, die in der armen Dunkelheit da standen wie verlassene Jochknechte und rettungslos zerrissen und zerbrochen unter der Berge Last.

Aber weit hinten im Ausbruch! Da, wo die Bergleute die schwarze Kohle weggeschlagen, wohin nun keines Menschen Fuß mehr tritt. Wo die Asche und der Schutt sich häuften und die ungeheuren Wände selbstüberlassen los standen. Wo die dünnen Tonnenhölzer knarrten und knacken und vor der Gewalt ihre Knie bogen. Wo der flimmernde Staub armdick sich breitete, in der Gruft des alten Mannes — da begann ein Leben!

Da huschten und liefen die Mäuse zusammen, zu Haus!

Aus allen Ritzen und Spalten kamen sie, aus den dunkelsten Höhlen herauf, irrten und schwirrten durcheinander und hielten Rat. Denn sie wußten, es nahte die Gefahr und die Not. Denn der Vergetot hatte sich gerührt auf seinem Lager.

Auf eine erdöste Schieferkerbe stiegen die Grauen, die Gerissenen, die Kestesten des Geschlechts und predigten dem jungen Volke ihre Erfahrungen.

Kommt herbei, riefen sie laut, kommt alle herbei, ihr Jungen und Kleinen und Knechtlichen, hockt beisammen in Reihe oder Kreis, horcht und schweig.

Warum seid ihr bestürzt? Sind wir nicht ein großes Volk? Ist unsere Sippschaft nicht verbreitet über die ganze Erde? Haben uns nicht zu allen Zeiten Gefahren gedroht? Haben uns unsere Feinde tausendmal den Krieg und den Tod geschworen? Leben wir nicht immer noch?

Die einzigen Säugetiere, die den Menschen in die Grube, in die rätselhafteste Tiefe der Gebirge hinein begleiten, das sind wir, die Kleinen, grauen, die moligen Mäuse.

Wir folgen ihm überall hin, so weit er auch vordringen mag. In der engsten Mine, in der niedrigsten geduckten Strecte, wo der einsame Bergmann so verlassen und abgeschieden von allem Leben sein mühselig Werk verrichtet, huschen wir hinter ihm her, schlupfen durch die engen Spalten und Steinlöcher, durch den warmen, weichen Muldstaub, in dem es sich wohl leben läßt.

Wir rascheln und piepen und erfreuen den armen, wühlenden Kerl durch unsere Gegenwart. Wir knispren und knabbern am Holz, am hanfenen Seile, am weggeworfenen Lampendocht und am Papier, in dem noch die Brosamen duften.

An den Felswänden klettern wir hinauf wie die Alpensteiger, spazieren über spitze Faden, über hängende Scherben dahin, ob es uns nicht gelingen möge, dem Menschen an seine Nahrung zu gelangen, die dort im Wams unter der Dede hängt.

Denn der Magen kneipt so sehr, wenn der Hunger drinnen sitzt. Denn die Jungen im versteckten Winkel, hinterm Brett, unterm Gestein, sie piepen so bitter nach Nahrung. Es ist eine liebe Not mit dem Leben.

Zwar, kein Maushund ist da, der hinter der Ede, vorm Schlupfloch im Dunkeln sitzt und seine furchtbaren, grünen Augen leuchten läßt. Und auch keine Schnüschnaefallen sind da, in denen der ledere, braune Sped lockt und winkt, solange, bis man drinnen hinter der zugeklappten Thür und an den Gitterstäben zerren und herumbeissen kann, bis die Zähne am harten Eisen zerbrechen.

Aber ein schlimmerer Feind hat hier unten sein Reich. Ein mächtiger, großer Riese wohnt in der aufgetroffenen tiefen Erde, den man nicht sehen kann, weil er keine Gestalt hat, dem wir nicht entweichen können, weil er überall ist.

Wenn der sich rührt, dann bewegt sich der felsenküstige Abgrund. Dann schieben sich die Steine, unter denen wir wohnen, knirschend hin und her. Dann fängt unser warm Nest im Staube an

sich unheimlich zu regen, fängt an zu beben und sich zu heben. Dann pfeift der Wind aus dem schrilsten Flötenloch, daß wir aufspringen und hintenüber fallen vor Todesfurcht. Denn dann ist's Zeit! Dann laufen wir, wenn wir noch laufen können, wenn uns die Flucht noch offen ist.

Denn es rüstet sich der alte Mann zu Grabe. Denn es reißt den Hölzern, in deren Schutz wir wohnen, durch die dünnen Seelen von oben bis unten und die Erdlosse marschieren heran mit den Steinlösen und Broden, mit dem Grus, mit dem Gries und dem Grauen im entsetzlichen Gefolge, und werden alles verschüttet, was da ist. Alles! Auch uns! Wehe, wenn wir gezauert haben. Dann ist es zu spät! Wehe!

Dann bedcken sich die finsternen Gebirge auf uns. Dann türmen sich die Erdwuchten über uns bis zum sonnenhellen Tage in der Höhe. Und wir rühren uns nicht mehr, und regt sich kein Schwanz und kein Bein.

Dann liegen wir in der tiefen, stillen Erde mit unseren toten Augen und Herzen.

Aber sind wir nicht gewigt durch aberjahrtausend alte Not? Haben wir nicht berühmte Weise unter uns, die alles wissen, ahnen und vorausagen? Behorchen mit unseren feinen Ohren und Sinnen nicht die geheimste, drohende Gefahr?

Darum auf! Ihr Volksgenossen, laßt euer traurig Nest und macht euch auf die Wanderung mit Kindschaft und Sippe. Flieht! Laßt von hinnen, ehe es zu spät ist! Schreit nicht und larmt nicht und sträubt euer Fell nicht zuwider! Auf! Laßt uns eilen, denn schon rüstet sich der Abgrund zum Einsturz. Schon reiben sich die heimlichen Felskolbende die harten Hände, daß der Staub fliegt und die Funken knistern. Denn sie warten und lauern auf das entsetzliche Vollzugswort. Darum auf! Auf! Und rette dich, du ehrwürdig Volk der Mäuse! —

So predigten und prophezeiten die Kleinen, grauen, altwissenden Alten, sprangen von ihrer erhöhten Kanzel davon. Und wie ein Fusch hinterdrein ängstlich piepend das ganze Gewimmel.

Da sah noch immer der Feuerwart in guter Auf. Vornüber war sein Angesicht gebeugt. Die Ellenbogen standen auf den schmalen Knien und zitternd hielten die Hände das umwirbelte, alte Haupt aufrecht. Er schaute unbeweglich, unwissend geradeaus in das zuckende Licht seiner Lampe, die vor ihm zwischen den Schienen am schwarzteigigen Boden stand.

Er dachte und sann über sein Leben nach.

Als und zu bewegten sich murmelnd seine Lippen. Kraus und dumpf humpelten die Gedanken durch sein dunkel Bewußtsein. Quälten und fragten sich einander und wußten nicht, was. Und schauten flehmig verbissen und traurig aus den unruhigen Augen, den Fenstern in den leeren, verderbniswangeren, niedrigen Raum, in den Wirkungskreis seines verlassenen Lebens.

War denn dies ungewisse Hindämmern, dies traumbeschwungte Tagesverbringen von einer Nacht zur andern auch ein Dasein? Immer die graue Sorge, die Hoffnungslosigkeit, das tiefe Leid der unaussprechlichen, innerlichen Empfindung des Grauens. Und die harte Pflicht, die Arbeit in unredlicher Knechtschaft, die Peze von einem Werkelsbefehl zum andern. Der gleichgültige Wechsel von Dunkelheit und Licht, von Wind und Schwüle, von Wachen und Schlaf. Und immer die unbarmherzige Verlassenheit in der todesstillen, gefahrdräuenden Vergnadt.

Als, aber doch ruhen könnte, die Ruhe des Alters still und sonnig über sich kommen lassen könnte. Wenn die Kinder, anstatt dem Vater gleich hineinzumüssen in die schaurigen Schächte des Zwangs, in das Joch des grauesten Alltags, klug, sinnig und wohlbestellt ihr Glück im Leben hätten. Wer doch, ohne des invaliden, verbrauchten Körpers immerdar schmerzlich erinnert zu werden, des vergangenen Lebens froh sein Haupt aufrecht tragen könnte, ruhig in Zufriedenheit und Stille, vor Hunger und Scham geschützt. —

Also war der alte Knappe tief im Innern mit seinen altgewohnten Gedanken beschäftigt, sann und sann und hatte wenig seiner Umgebung acht. Bernahm nicht, wie rings um ihn her die Hitze sich schwang, hörte nicht der Erdpulse hämmern und der erdroffelten Wetterwinde warnend Pfeifen und Janken. Und über ihm und weiter im dunklen Gange hin regte und wappnete sich der Grubentod, rührte und bewegte sich der träge Staub auf seinem Bette. Und es zitterten die faulenden Eichen- und Tannenstämme in den zermahlten Wühlhöchern, daß der Schiefer knirschend brach und das Steinmehl rieselnd hinunter rüllte. Da ruckte und schwoh das Untergerüst mit heimlich verhaltener Wucht und schob sich mit allmächtigem Gewicht auf die schrägstehenden Holzstämmchen, die trotzig und starr, wie harte Krieger in der bedrängten Enge standen. Und die versteilten Geipanne, längst vom ungeheuren Schwall der Gebirge verschoben und verbogen, preßten die Füße entweichend ins lose Geröll, prallten am Widerstand, erstarrten und brachen mit kurzem Knack, so daß das graugelbe Fleisck des Holzes grünblau im Dunkeln glommt.

Und immer noch sah der einsame Knappe da und starrte in das Licht seiner Lampe.

Da sprangen die Mäuse an. Einzeln, zu dreien und mehr. Liefen wieder zurück mit ängstlichem Zip, zip, lockten und warnten die Zurückgebliebenen, kamen wie Schatten, wie ein Fusch, wie ein Schwarm und trippelten an der Lampe vorbei, die ihr zuckend Licht über den schwarzen Boden breitete. Wie eine modrige Ausleer. Und der Unglückswind hinterdrein.

Und weitem erschütternd, fuhren da hinten im allen Bau die Wände mit Getöse hernieder in den schweigenden Grund, daß der flimmernde Staub sich mit Getöse durch die Schluchten drängte. Gallo horrido! Wie die verblendeten Gewitterwolken vom grimmigen Wetterstöße zerflogen.

Guckten die fliehenden Mäuse wie eine Erinnerung durch die Mitternachtsruhe des säumigen Allen? Drangen die kleinen grauen Warngesichter mit leisem Zip zip in die verunkelten Gedanken des stillen Mannes? — Ho, ho! Da sprang der Feuerwart entsetzt auf die wankenden Füße, ergriff sein Licht und floh in den Laufberg hinein, zur Tiefe hinab, wo der sichere Felsengang war.

Und hinter ihm her im morschen Verge, in den ausgetraubten Klüften das grockende, stützende, prasselnde Geröll und Gebrüll, daß die Feste unter den Füßen des Fliehenden erzitterte und das Eisen- und Holzgewerk schauernd erdröhte.

Wie aus Niesenblasbälgen schoben die Wolken des fliegenden Malmes, Spalten brachen, Malfolien lösten sich und rollten plump aufeinander. Scherben klirrten, Rohre krümmten sich. Wasser floss und Tropfen trommelten. —

Drünten aber, in der geschützten engen Sandsteinfelsenhalle lag der alte Feuermann, vor Angst bebend, und schrieb unterm Datum in sein grau verwittert Meldebuch: Nachts halb eins sind die östlichen Feilerbaue Mausegatt zu Bruch gegangen.

Morgen früh, das wußte er, würde beim Rapport der Steiger wettern und fluchen: Gottverdamm! Nun gibt's keine Kohlen! Nun ist der ganze Monat belämmert!!

Und die Häuer und Schlepleute würden das gewahr werden, wenn sie am Tagtage ihren ausgerechneten Solokohn auf dem Schaufelbrette überschlugen. Ja, ja!

Kleines Feuilleton.

Schadow. Gleichzeitig mit dem 200. Todestag des großen Andreas Schlüter kann man eines anderen Hohenzollerischen Hofkünstlers gedenken, Johann Gottfried Schadow's, der am 20. Mai vor 150 Jahren in Berlin als Sohn eines Schneiders geboren wurde. Er hat drei preussischen Königen „gedient“, hat noch die Revolution und sogar noch die Reaktion erlebt. Er ist 86 Jahre alt geworden und hat in dieser Zeit eine unübersehbare Menge von Bildwerken und Zeichnungen geschaffen. Am bekanntesten ist seine Viktoria auf dem Brandenburger Thor. Theodor Fontane nennt diesen griechischen Berliner doppelteig, eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamaße und Loga, von preussischem Militarismus und klassischem Idealismus.

Auch Schadow hatte Grund, sich über die Wandelbarkeit hohenzollerischer Gungun zu beklagen. In einem Entwurf von seiner Hand aus dem Jahre 1820 heißt es: „Nachdem ich früher vielfache Gnade von dem Könige genossen, bin ich von Allerhöchstdemselben nachher gewissermaßen vergessen worden; daraus kann ich die Zurückhaltung herleiten, die man mich erdulden läßt. Vom Jahre 1789 bis 1806 machte ich die Entwürfe und Modelle zu allen Skulpturen der königlichen Bauten. . . Auch ziehe ich noch davon ein Gehalt; doch habe ich seitdem nichts zu leiten gehabt als die Restaurationen am hiesigen Zeughaufe. . . Obwohl mir nun jene Arbeiten mancherlei Erfahrungen in der getriebenen Kupferarbeit verschafft haben, so hat man doch vermieden, mich von den neueren Arbeiten der Art das geringste Wissen zu lassen. . . Was hilft es mir, wenn ich Mitglied so vieler auswärtiger Akademien bin, wenn ich in meinem Vaterlande vergessen werde, während ich, Gott sei Dank! eine Fülle der Gesundheit genieße, die mir in meinem Kunstfache tätig zu sein, wohl noch gestattet.“

Seilsfunde.

Diphtheriegefahr und kaltes Wetter. Obgleich das Licht und die Wärme der Sonne unzweifelhaft die ursprünglichsten Nährmutter aller Lebewesen sind, so ist die wärmste Jahreszeit nicht immer auch die gesündeste. Namentlich in Verbindung mit großer Feuchtigkeit wird eine übermäßig warme Bitterung gefährlich. Wer aber glauben sollte, daß der kalte Frühling dieses Jahres, der auf den milden Vorfrühling gefolgt ist, wenigstens die gute Seite hätte, einen besseren allgemeinen Gesundheitszustand zu bewirken, täuscht sich sehr. Es handelt sich dabei nicht nur um eine größere Gefahr der Erkrankungen, die man mit dem eigentlich ungreifbaren Namen der Erkältung belegt, sondern auch um eigentliche anfeuchtende Krankheiten. Kälte, Dunkelheit und Feuchtigkeit sind die Bedingungen, die das Leben und Wachstum der Bakterien am besten unterhalten, während umgekehrt große Wärme, Trockenheit und ganz besonders helles Licht die stärksten Feinde dieser lauernden Kleinwesen sind und sie entweder ganz vernichten oder doch in ihrer Entwicklung aufhalten und schwächen.

Mit Bezug auf die Diphtherie, die doch noch längst nicht so gründlich niedergelämpft worden ist, als man nach der Einführung der Impfungen erhoffen wollte, ist eine größere Gefährdung im Gefolge kalten Wetters sicher festzustellen. Die Keime der Diphtherie werden nicht nur beim Husten, sondern auch beim bloßen Sprechen aus dem Munde der Kranken ins Freie befördert, und sie können sich dann, wie wenigstens durch Beobachtung erwiesen sein soll, über einen Umkreis von etwa 600 Metern verbreiten. Selbst

harmlose und weniger widerstandsfähige Bakterien, mit denen Versuche angestellt worden sind, haben eine beträchtlich größere Lebensfähigkeit gezeigt, wenn die Lufttemperatur niedriger war. Für die kräftigeren Diphtheriebazillen trifft dieser Umstand in noch höherem Grade zu, und es ist anzunehmen, daß die Ansteckungsgefahr in der Ueberjahrsjahreszeit, wo selbst ein Krankenzimmer kaum noch geheizt wird, größer ist als sonst. Ueberhaupt scheint die stärkere Verbreitung der Diphtherie in den kälteren Jahreszeiten eine Tatsache zu sein, die in der längeren Lebensfähigkeit der Keime vermutlich ihre wichtigste Erklärung findet.

Völkerrunde.

Die letzten Kannibalen. Ueberall auf der Erde sind die Tage des Kannibalismus gezählt. Er wird schneller vor der Wüste wie Urwälder durchdringenden Kultur erlöschen als etwa die Sklaverei und die verschiedenen Formen der Hörigkeit. Für die kräftigeren Diphtheriebazillen trifft dieser Umstand in noch höherem Grade zu, und es ist anzunehmen, daß die Ansteckungsgefahr in der Ueberjahrsjahreszeit, wo selbst ein Krankenzimmer kaum noch geheizt wird, größer ist als sonst. Ueberhaupt scheint die stärkere Verbreitung der Diphtherie in den kälteren Jahreszeiten eine Tatsache zu sein, die in der längeren Lebensfähigkeit der Keime vermutlich ihre wichtigste Erklärung findet.

Sie werden mit Recht die letzten Kannibalen genannt. Bei ihnen werden nicht nur verwundete oder getötete Feinde beim festlichen Siegesmahle verspeist, sondern auch Diebe und Ehebrecher trifft nach uraltem Urwaldgesetz dasselbe Schicksal (wogegen unverwundete Kriegsgefangene, Frauen und Kinder sich loskaufen können oder in die Sklaverei verkauft werden). Es geht dabei zuerst merkwürdig leidenschaftlos zu: in feierlicher Gerichtsitzung wird die Schuld des Verbrechers festgestellt, wobei dieser sich frei verteidigen und das Urteil durch allerhand Winkelzüge hinhieben darf, und alle Formalitäten werden so streng beobachtet, daß z. B. bei Abwesenheit des Dorfobershauptes stets seine Rückkehr abgewartet wird, da kein Stellvertreter die Entscheidung über Leben und Tod fällen darf. Ist das Todesurteil ausgesprochen, so wird es sofort vollstreckt, mit Lanze oder Schwert, ohne vorhergehende Qualereien, wie sie etwa bei den Papuas auf Neuguinea üblich waren, wo das lebende Opfer mit gebrochenen Armen und Beinen ein paar Tage lang ins Wasser gelegt wurde, um „das Fleisch zarter zu machen“. Auf die Geheimnisse der kannibalistischen Küche weiter einzugehen, ist eine für europäische Nerven zu widerliche Sache. Das Fleisch wird meistens entweder in großen Stücken gebraten oder klein geschnitten auf Bambusstäbchen geröstet oder auch im Reistopf gekocht, wobei die Maus der Hände und die Waden als höchste Delikatesse gelten. . .

Eine eigentümliche, als Verschärfung der Strafe gedachte Vorschrift bestimmt, daß alle Dorfbewohner, auch die nächsten Verwandten, am Mahle teilnehmen müssen; wer sich weigert, wird gezwungen, bei fortgesetzter Weigerung gefesselt und kann schließlich selbst getötet und gegessen werden. Eine besondere Befriedigung ist es für jeden Bataf, einen persönlichen Feind vergehen zu helfen, so daß Privatzwiste geradezu Anlaß zum Kannibalismus werden. Manch einer läßt es sich 50 oder 80 Dollar kosten, zu der Verschmäusung eines ihm recht Verhassten in einem Nachbardorfe eingeladen zu werden. So recht bezeichnend für diesen Urwaldhaß über den Tod hinaus ist die kleine Geschichte von dem Bataf, der einen Zahn eines verabscheuten aufgefreßenen Feindes auf seine zum Vettelkauen gebrauchte Raubbüchse befestigt hatte, um so jedesmal, wenn er die Büchse zuschlug, noch seinen Feind zu schlagen! Da ferner Menschenfleisch als große Delikatesse gilt, benützen „Feinschmecker“ jede Gelegenheit, wann und wo es auch sei, mitzufressen. Aus solchen Gesellen hat sich ein richtiger Typus fahrender Landsknechte gebildet, die, sobald irgendwo eine Feste ausbricht, zur Stelle sind — sie fressen nur, um nachher ein paar Stücke abzugeben. So einen Gemütsmenschen hatte Professor Volz eine Zeitlang als Führer: er hatte nach seiner eigenen Angabe bereits über 50 Menschen verspeisen helfen, und es mochte dem deutschen Reisenden nur eine geringe Genugung sein, zu wissen, daß die Verspeisung weißer Leute in Sumatra aus abergläubischen Gründen nicht beliebt ist. . . Auch die Tage der Unkultur dieser letzten, echten Kannibalen der Erde sind gezählt, schon leuchtet das Abendrot des Unterganges ihrer altererbten unmenschlichen Sitten. Eine Militärsation nach der anderen schiebt die holländische Verwaltung in die noch unabhängigen Urwaldlande vor — wenige Jahrzehnte noch, und auch die junge Generation der Bataf wird mit Staunen und Grauen die paar überlebenden Alten betrachten, die einen Dieb oder Ehebrecher einfach auf die Speisefarte setzten. Aufgabe der Völkerrunde aber ist es, das Andenken an diese letzten Menschenfresser naturwahr festzuhalten.